

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952**

298 (20.12.1952) Der Sonntag

# Der Sonntag

## Der erste Christbaum in der Waldheimat

Eine Weihnachtserzählung / Von Peter Rosegger

### BOTSCHAFT DER LIEBE

Daß wir nicht die Kraft verlieren

Weihnachten verzaubert uns und alle Dinge. Aber ich glaube nicht, daß ich darum die Briefe des alten Herrn Hagenau, der im vorigen Winter starb, damals am Heiligen Abend mit tieferer Rührung gelesen habe als in einer gleichgültigen Stunde.

Die Briefe sind an seine Frau gerichtet. Ein Zufall brachte sie in meine Hände, als ich zu Rute gezogen wurde, Hagenaus Nachlaß zu ordnen. Er war in einem Flüchtlingslager gestorben, allein auf der Welt von niemandem betrauert, von wenigen zu Grabe geleitet.

So ist er im Elend gestorben. Aber das ist nur ein Wort, leer und falsch. Er starb in großer Not, doch er war nicht unglücklich, bis zum Tode liebte er seine Frau. Seine Briefe haben mich ergriffen. Es gebührte ihnen ein Platz in einem Buche großer Liebesbekenntnisse. Ein wenig seltsam sähe es zwar aus, denn die Zeilen würden nur den Raum einer vierel Seite füllen und über und unter ihnen ständen die Daten, fünfunddreißig Daten, alle einander gleich in der Tages- und Monatsgabe, unterschieden nur durch Ort und Jahreszahl. Denn diese Briefe sind ein verblichenes, gelbfahles, in den Knickungen zweier Falze zum Teil aufgebrochen, nun ein Blatt Papier. Trotzdem kann ich nicht vor einem einzelnen Brief sprechen, denn dreieinhalb Jahrzehnte hindurch hat das Blatt jährlich von neuem seine Liebesbotschaft an die Frau getragen.

Hagenau schrieb zum ersten Mal am 26. Mai 1816, seinem Hochzeitstag. Dann hat er Jahr für Jahr, mit trockener Feder die Worte nachgezeichnet, gefunden daß er keines zu streichen, keines anzufügen brauchte, hat das neue Datum gesetzt, den Brief an seine Frau adressiert.

Sie gab ihn zurück, wenn der Mann am Hochzeitstag bei ihr war, sie schickte ihn ins Feld, ins Ausland, in fremde Städte, wenn der Krieg, Arbeiten, Reisen ihn nicht nach Hause kommen ließen. So hielt sie ihn an jedem sechsundzwanzigsten Mal wieder in den Händen, den Brief ihrer Liebe, den sie sich das Leben lang zuschicken wollten, möchten sie getrennt oder beieinander sein.

Ich habe den Brief erst für eine eigenartige, fremde Augen belustigende, verliebte Laune gehalten. Das ist er nicht. Seine wenigen Zeilen sind das einfache Bekenntnis, daß Liebe sich nicht wandeln kann. Immer, wenn sich die Hochzeit jährte, schaute Hagenau auf seine Ehe zurück und konnte kein größeres Glück empfinden als seiner Frau zu sagen, daß er sie liebe wie am ersten Tag.

Er ging mit ihr durch unser aller Leben. Not verhärmte es, Sorgen krochen durch dunkle Stunden, Hoffnungen trugen und erfüllten sich, Pläne zerbrachen, Erfolge feuerten an. Der Krieg nahm den Sohn, das Haus die Heimat. In den letzten Jahren war der Hochzeitstag eine dumpfe, bebende Erinnerung an die kalten Gewalten des Lebens. Im ersten Jahr nach dem Kriege starb die Frau. Die Daten auf dem Briefblatt sind weiter eingesetzt. Das verlassene Papier hält Hagenaus großes, schweres Glück.

Mit trockener Feder zeichnet er im vorigen Frühling die Worte zum letzten Mal nach, und findet, daß er keines zu streichen, keines anzufügen braucht.

Wir wollen unser Leben, Charlotte, in Liebe und Vertrauen miteinander gehen. Du bist meine Frau, ich bin dein Mann. Wir wollen bereit sein für jedes Glück, für jede Not. Wir wissen nicht, was wir in dieser Welt gewinnen werden. Gott möge helfen, daß wir nicht die Kraft verlieren, uns zu sagen: Ich liebe Dich.

Es waren die ersten Weihnachtsferien meiner Studentenzeit. Wochenlang hatte ich schon die Tage, endlich die Stunden gezählt bis zum Morgen der Heimfahrt von Graz ins Alpen. Und als der Tag kam, da stürzte und stöberte es, daß mein Eisenbahnzug stecken blieb. Da stieg ich aus und ging zu Fuß, frisch und lustig, sechs Stunden lang durch das Tal, wo der Frost mir Nase und Ohren abschneidete, daß ich sie gar nicht mehr spürte; und durch den Bergwald hinauf, wo mir so warm wurde, daß die Ohren auf einmal wieder da waren und heißer, als je im Sommer.

So kam ich, als es schon dümmerte, glücklich hinauf, wo das alte Haus, schimmernd durch Gestöber und Nebel, wie ein verschwommener Fleck stand, einsam mitten in der Schneewüste. Als ich eintrat, wie war die Stube so klein und niedrig und dunkel und warm — unheimlich in den Stadthäusern verlor man ja allen Maßstab für das Waldbauernhaus. Aber man findet sich gleich hinein, wenn die Mutter den Ankömmling ohne alle Umstände so grüßt: „Na, weil du nur da bist!“

Als die Augen an das Halblicht sich gewöhnt hatten, sah ich auch den Nickerl, das achtjährige Brüderlein. Es war das jüngste und letzte.

„Ausdauern tust gut!“ lobte die Mutter meine vom Gestöber geröteten Wangen. Der kleine Nickerl aber sah blaß aus. „Du hast ja die Stadtfarb, statt meiner!“ sagte ich und habe gelacht.

Die Sache war so. Der Kleine tat husten, den halben Winter schon. Und da war eine alte Hausmagd, die sagte es — ich wußte das schon von früher — täglich wenigstens dreimal, daß für ein „hustendes Leut“ nichts schlechter sei, als „der kalte Luft“ Sie ver-

bot es, daß der Kleine hinaus vor die Tür ging. So kam der Knabe nie ins Freie und kriegte auch in der Stube keine gute Luft zu schnappen. Ich glaube deshalb war er so blaß, und nicht des Hustens halber.

In der dem Christfest vorbeigehenden Nacht schlief ich wenig — etwas Seltsames in jenen Jahren. Die Mutter hatte mir auf dem Herde ein Bett gemacht mit der Weisung, die Beine nicht zu weit auszustrecken, sonst kämen sie in die Feuergrube, wo die Kohlen glosten. Die glösenden Kohlen waren gemütlich; das knisterte in der stillen Nacht so hübsch und warf manchmal einen leichten Glutschein an die Wand wo in einem Gestelle die buntbemalten Schüsseln lehnten. Da war ein Anliegen, über das ich schlüssig werden mußte in dieser Nacht, ehe die Mutter an den Herd trat, um die Morgensuppe zu kochen. Ich hatte vier sprechen gelernt, wie man in den Städten Weihnacht feiert. Da sollen sie ein Fichtenbäumchen, ein wirklich kleines Bäumchen aus dem Wald auf den Tisch stellen, an seinen Zweigen Kerlein befestigen, sie anzusehen, fürunter sogar Geschenke für die Kinder hinlegen und sagen, das Christkind hätte es gebracht. Nur hatte ich vor, meinem kleinen Bruder, dem Nickerl, einen Christbaum zu errichten. Aber alles im Geheimen, das gehört dazu. Nachdem es so weit taglicht geworden war, ging ich in den frostigen Nebel hinaus. Und just dieser Nebel schützte mich vor den Blicken der aus Haus herum arbeitenden Leute, als ich vom Walde her mit einem Fichtenwipfelchen gegen die Wagenhütte lief, dort das Bäumchen in ein Scheit bohrte und unter dem Gerren- und Räderwerk versteckte.

Dann ward es Abend. Die Gesindleute waren noch in den Ställen beschäftigt, oder in den Kammern, wo sie sich nach der Sitte des Heiligen Abends die Köpfe wuschen, und ihr Festgewand herrichteten. Die Mutter in der Küche buk die Christtagskräpfn und der Vater mit dem kleinen Nickerl besegnete den Hof. Hatte nämlich der Vater in einem Gefäß glühende Kohlen, hatte auf dieselben Weibrauch gestreut und ging damit durch alle Räume des Hofes, durch die Stallungen, Scheunen und Vorratskammern, in alle Stuben und Kammern des Hauses endlich, um sie zu beräuchern und dabei schweigend zu beten. Es sollten böse Geister vertrieben und gute ins Haus gesegnet werden.

Dieweil also die Leute draußen zu tun hatten, bereitete ich in der großen Stube den Christbaum. Das Bäumchen, das im Scheitel stark, stellte ich auf den Tisch, dann schnitt ich vom Wachstock zehn oder zwölf Kerzen und klebte sie an die Astlein. Untenhalb, am Fuße des Bäumchens legte ich den Wecken hin.

Da hörte ich über der Stube auf dem Dachboden auch schon Tritte — langsame und trappelnde. Sie waren schon da und regneten den Bodenraum bald würden sie in der Stube sein, mit der wir den Rauchgang zu beschließen pflegten. Ich zündete die Kerzen an und versteckte mich hinter den Ofen. Noch war es still. Ich betrachtete vom Versteck aus das liebe Wunder, wie in dieser Stube nie ein ähnliches gesehen worden. Die Lichtlein auf dem Baum brannten so still und feierlich — als schwiegen sie mir himmlische Geheimnisse zu.

Endlich hörte ich an der Schwelle des Vaters Schuhklöckeln — Die Tür ging auf, sie traten herein mit ihren Weibgefäßen und standen still.

„Was ist denn das?“ sagte der Vater mit leiser, langgezogener Stimme. Der Kleine starrte sprachlos drein. In seinen großen runden Augen spiegelten sich wie Sternlein die Christbaumlichter. — Der Vater schritt langsam zur Küchentür und flüsterte hinaus: „Mutter! — Mutter! Komm ein wenig herein.“ Und als sie da war: „Mutter, hast du das gemacht?“

„Maria und Josef!“ hauchte die Mutter. „Was lauter haben denn da auf den Tisch getan?“ Bald kamen auch die Knechte, die Milgde herbei, hell erschrocken über die seltsame Erscheinung. Da vermutete einer, ein Junge, der aus dem Tale war: Es könnte ein Christbaum sein. Sollte es denn wirklich wahr sein, daß Engel solche Bäumlein vom Himmel bringen? — Sie schauten und staunten. Und aus des Vaters Gefäß qualmte der Weibrauch und erfüllte schon die ganze Stube, so daß es war wie ein zarter Schiefer, der sich über das brennende Bäumchen legte.

Die Mutter suchte mit den Augen in der Stube herum: „Wo ist denn der Peter?“

Da erachtete ich es an der Zeit aus dem Ofenwinkel hervorzutreten. Den kleinen Nickerl, der immer noch sprachlos und unbeweglich war, nahm ich an dem kühlen Händchen und führte ihn vor den Tisch. Fast sträubte er sich. Aber ich sagte — selber tief feierlich gestimmt — zu ihm: „Tu dich nicht fürchten, Brüderl, Schau, das lieb Christkind hat dir einen Christbaum gebracht. Der ist dein.“

Und da hab der Kleine an zu wiehern vor Freude und Rührung, und die Hände hielt er gefaltet wie in der Kirche.

Ofter als vierzigmal seither hab ich den Christbaum erlebt, mit mächtigen Glanz, mit reichen Gaben und freudigen Jubeln unter Großen und Kleinen. Aber eine größere Christbaumfreude, ja eine so heilige Freude hab ich noch nicht gesehen, als jene meines kleinen Brüderleins Nickerl — dem es so plötzlich und wundersam vor Augen trat — ein Zeichen dessen, der da vom Himmel kam.



VERSCHNEITEN TANNEN

Der Winter hat seinen Zaubermantel ausgebreitet und alles mit blendendem Weiß zuge deckt. Die Tannen stehen voller Erwartung da, um das Christkind zu begrüßen wenn es vorüberfährt. Bald, bald ist es so weit; denn Weihnachten ist nahe.

## Der Dichter des berühmtesten Liedes der Welt

Vor 160 Jahren wurde Josef Mohr geboren

Blitzsaubere flachgedeckte Häuser mit großen Steinen auf den Schindeldächern, wie es in den Alpengebieten Brauch ist, umdrängen die Kirchen in der Salzach, mit dem barocken Zwiebelturm, neben dem breit und erdgebunden das geräumige Schulhaus steht. Das ist Arnsdorf, wo der Lehrer Franz Xaver Gruber wohnte. Des Sonntags ging er hinüber nach Oberndorf, wo sein Freund Josef Mohr als Seelsorger wirkte, und spielte zu Messe die Orgel. Sie war alt und verbraucht und versagte vollkommen, als schon alle Gemeindeväter erwartungsvoll des nahenden Christfestes harrten. Der aus dem Zillertal herbeigeholte Orgelbauer konnte den Schaden von dem Fest nicht mehr beheben. Es war Heiliger Abend. Um seiner Gemeinde Ersatz für die Christmettenmusik zu bieten, nachdem die Orgel ausgefallen war, dichtete Josef Mohr ein „Christkindlied“ und brachte es dem Organisten, seinem guten Freunde. Dieser setzte es in Töne, brachte die Weise nach Oberndorf zurück und übte schnell einer kleinen Chor zur Wiederholung der Schlußverse ein. Untermalt von Begleitstimmen eine Gitarre sang das Freundespaar in der Christmette der gleichen Nacht sein eigenes Lied zum ersten Mal, ohne auch nur zu ahnen, daß es in die Unsterblichkeit eingehen sollte.

Josef Mohr, der Dichter des Liedes, wurde als Sohn des Musikotiers Franz Mohr und der Strickerin Anna Scheiber am 11. Dezember 1816 in Salzburg geboren. Dank seiner prächtigen Stimme sang das arme Soldatenkind in Salzburger Kirchenböden und fand durch sie auch einen Pflüger, der es Theologie studieren ließ. 1816 zum Priester geweiht, war Josef Mohr als Hilfspfleger zunächst in

Ramsau bei Berchtesgaden und dann in der großen Gebirgsparrei Mariapfarr im Lungau tätig. Wegen angegriffener Gesundheit kam er 1817 von dort nach Oberndorf, wo er am 24. Dezember 1818 das Lied „Stille Nacht“ dichtete und sang. Die letzten elf Jahre seines Lebens hat Josef Mohr als Pfarrer in Wagrain verbracht. Er starb am 4. Dezember 1848 an Lungenerkrankung und wurde in Wagrain begraben. Dort wird noch erzählt, Josef Mohr habe das nachmals weltberühmte Weihnachtslied nicht nur gedichtet, sondern auch komponiert. Dem gegenüber steht die „Authentische Veranlassung zur Komposition des Weihnachtsliedes“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, die Franz Gruber 1854 als Stadtpfarrchorregent in Hallein niederschrieb: „Es war am 24. Dezember des Jahres 1818, als der damalige Hilfspfleger Herr Josef Mohr bei der neuerrichteten Pfarrei St. Nicola in Oberndorf dem Organisten dienst vertretenden Franz Gruber, damals zugleich auch Schullehrer in Arnsdorf, ein Gedicht überbrachte mit dem Ansuchen, eine hierauf passende Melodie für zwei Solostimmen samt Chor und für eine Gitarrebegleitung schreiben zu wollen. Letzterer überbrachte am nämlichen Abend noch diesem musikalischen Geistesgenossen gemäß Verlangen seine einfache Komposition, welche zugleich in der Heiligen Nacht mit allem Beifall produziert wurde. Herr Josef Mohr, als Verfasser dieses Gedichtes und mehrerer geistlicher Lieder, starb am 4. Dezember 1848 als würdiger Vikar zu Wagrain im Pongau.“

Mittlerweile war das Lied durch deutsche Auswanderer schon in Nordamerika bekannt geworden. Der Erzbischof Petrus Klotz von Sankt

Peter in Salzburg hörte es am Amazonasstrom, am Sambesi, am Fuße des Himalaja, in Neuseeland.

Das alte Sankt Nikolai-Kirchlein in Oberndorf, in welchem die Uraufführung des Liedes stattfand, wurde längst von der wilden Salzach hinweggerissen. In der neuen Kirche ist ein Denkmal, dessen aus Bronze gearbeitetes Mittelstück den Dichter des unsterblichen Liedes, Pfarrer Josef Mohr, darstellt, wie er aus dem Himmelstempel blickend den alten lieben Klängen lauscht die der hinter ihm stehende Komponist des Liedes mit seiner Gitarre zu begleiten scheint.

Die Darstellung Mohrs in diesem Denkmal wurde nach einer Skizze gemacht denn ein Bildnis von ihm ist leider niemals angefertigt worden. Auch die Skizze ist inzwischen verloren. Sie zeigte den Priester und Dichter auf dem Totenbett und war im Pfarrhaus zu Wagrain entdeckt worden. Nach dem vergesenen Grab des Dichters, der im 30. Jahrhundert exhumiert wurde, ist mühsam gesucht worden. Der Kopf Josef Mohrs ist in der Gedächtniskapelle beigesetzt, die in Oberndorf anlässlich des hundertjährigen Bestehens seines Liedes gebaut wurde und in künstlerischer Ausführung die Geburt Jesu im Stalle zu Bethlehem zeigt; darunter in kleineren Darstellungen die Anbetung der Könige, die Flucht nach Ägypten und den Tod des Heilandes am Kreuz. Diese Bildplatte, hinter der der Kopf des Dichters ruht, ist umrahmt von einem Ehrenbogen, der den strahlenden Weihnachtsstern mit einschließt und in seinem oberen Teil jugende Engelköpfe zeigt.



# Sprengkammern in neuen Brücken!

„Geheim“ — „Top Secret“ — „Trés Secret“ — Geheimnisvoller NATO-Plan blieb nicht geheim

In der Villa Reitzenstein in Stuttgart wartet Ministerpräsident und Bundesratsvorsitzender Dr. Maier seit dem 7. Oktober auf eine Antwort vom Amt Blank. An diesem Tag hat seine Staatskanzlei in Bonn offiziell angefragt, ob die Bundesregierung mit diesen Maßnahmen einverstanden ist und welche Regelungen getroffen wurde, daß eine angemessene Beteiligung deutscher Dienststellen bei den Vorhaben sichergestellt ist. Das trockene Amtsdeutsch bezieht sich auf den Einbau von Sprengkammern in Straßen und Brücken des deutschen Südwesens auf Befehl amerikanischer und französischer Truppenkommandeure.

Ein dickes, rotes „Geheim“ prangt auf den Aktendeckeln der deutschen Ministerialbeamten, die sich mit den Sprengkammern beschäftigen. „Top Secret“ und „Trés Secret“ haben deren uniformierte Gesprächspartner auf ihre Unterlagen gedrückt. So kommt es, daß emsige Baukommandos deutscher Firmen nicht erst seit Oktober 1952 kunstvolle Löcher in Beton und Stein bohren, die Bürger der Bundesrepublik aber nur bei örtlichen Protesten davon erfahren.

### „Kommt nicht in Frage“

Auch in Heilbronn hatte man sich bisher über Sprengkammern recht wenig Gedanken gemacht. Bis Ende September dieses Jahres fremde Arbeiter an der neuen Spannbetonbrücke bei Neckargartach erschienen und ein Gerüst aufstellten. Die in den letzten Kriegsjahren gesprengte Brücke war erst vor Jahresfrist eingeweiht worden. Politisten erkundigten sich nach dem Zweck des Gerüsts und hörten von Sprengkammern. Sie informierten das Tiefbauamt der Stadt. Das Tiefbauamt wußte von nichts und fragte den Oberbürgermeister. „Sprengkammern in die neue Brücke? Kommt nicht in Frage“, erklärte Oberbürgermeister Mayle entrüstet. Er wies seine Politisten an, die Arbeiter zu entfernen und die Brücke zu bewachen. Seine Gemeinderäte pflichteten ihm einstimmig bei.

Etwas zur selben Zeit hörte der Pforzheimer Oberbürgermeister Dr. Brandenburg von Bauarbeiten im Schwarzwald. Fachleute fanden an Ort und Stelle im Endtal eine unterminierte Straße. Die Sprengkammer war nur 60 Meter von der Wasserleitung nach Pforzheim entfernt. An einer anderen Stelle lag die Sprengkammer hundert Meter neben dem Wassereservoir der Stadt. Beide Sprengkammern sind groß genug, um im Ernstfall Wasserleitung und Wasserbehälter zu zerstören. Der DVP-Abgeordnete Dr. Brandenburg brachte daraufhin in der Verfassungsgebenden Landesversammlung eine Anfrage ein.

„Wenn da gesprochen wird, bleibt ja nichts mehr heil“, kommentierte Ministerpräsident Dr. Maier die Situation. In rühmlichen Verhandlungen mit General Schlösser in Baden-Baden und mit den Amerikanern im sogenannten Innenministeriellen Ausschuss (der Ausschuss diskutiert sonst mit den Amerikanern Beschlagnahmen aller Art) erreichten seine Beamten, daß an der Heilbronner Brücke und zwei weiteren Brücken in der Nähe zunächst nicht weitergeleitet wird. Auch die Franzosen wollen künftig eine Frist von 30 Tagen für deutsche Gegenanschläge einräumen.

### „Das bedeutet Nein“

„Gegenanschläge — das bedeutet ein Nein, gibt es nicht“, erläutert ein französischer Sprecher. „Man wird aber darüber diskutieren, wo der Einbau zweckmäßig erfolgt. Im übrigen werden Sprengkammern auch bei uns in Frankreich, in der Schweiz, in Italien und anderen europäischen Ländern eingebaut.“

„Die Deutschen würden die Sprengkammern selbst einbauen, wenn wir nicht hier zu sicher nicht tun, wenn nicht von höchster deutscher Stelle ein „O Kay“ gegeben worden wäre. Heilbronn war ein Versehen. Der Auftrag wurde der Baufirma erteilt, noch ehe Verhandlungen mit deutschen Dienststellen geführt worden waren.“

„Wir glauben nicht, daß der Einbau von Sprengkammern sinnvoll ist“, sagt ein Stuttgarter Ministerialbeamter. „Aber die Befehle der Besatzungsmacht sind bindend. Es scheint ja, daß Bonn eine Abmachung allgemeiner Art mit den Alliierten getroffen hat. Den Länderregierungen wurde allerdings davon nichts mitgeteilt.“

Die spärlichen Äußerungen der zurückhaltenden Beamten lassen erkennen, daß die Sprengkammern nach einem geheimen Plan für NATO eingebaut worden sind.

### Keine Tarnkappen

So geheim, wie der Gesamtplan in den Baracken von Fontainebleau ausgetüftelt worden ist, kann er aber nicht verwirklicht werden. Für Bauarbeiter und Gerüste gibt es keine Tarnkappen. Bürgermeister und Landräte überall im Bundesgebiet protestieren gegen den Einbau von Sprengkammern, die Zeitungen berichten darüber.

In Stuttgart ist inoffiziell bekannt, daß das Amt Blank in diesen Tagen mit Vertretern der Alliierten verhandelt hat. Es wird angestrebt, den Einbau von Sprengkammern in einer gemischten Kommission jeweils vorher zu besprechen. Wie es scheint, sollen diesmal auch die Länderregierungen vom Ergebnis der Beratungen verständigt werden. . . .

## Markward von Annweiler, Markgraf von Ancona

Vom staufischen Ministeriale zum freien Fürsten — Zum 80. Todesjahr

Aus dem Dunkel der Geschichte tauchte plötzlich im 12. Jahrhundert als staufischer Reichsdienstmann Markward von Annweiler auf. Erstmals wird er als treuer Begleiter Barbarossas beim Kreuzzug nach dem Heiligen Land erwähnt. Als Erzieher des nachmaligen Kaiser Heinrichs VI. und Truchseß stand er diesem besonders nahe. Im Laufe der Jahre gewann er immer mehr das Vertrauen Heinrichs, der ihn nach dem Tode seines Vaters zum Reichstruchseß ernannte und als Berater und Freund zu allen Staatsgeschäften heranzog.

Als Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1194 nach der inneren Befriedigung in Deutschland zum zweiten Male nach Italien zog, um dort, besonders in Süditalien, seine Macht zu festigen, wurde Markward von Annweiler als kaiserlicher Oberbefehlshaber der Flotte eingesetzt, welche die Aufgabe hatte, in Sizilien die Ordnung herzustellen. Heinrichs Erfolge waren überraschend gut. Die Truppen brachten ganz Italien unter seine Herrschaft. Der Höhepunkt der staufischen Macht war erreicht und Markward wurde mit der Aufgabe betraut, die staatsrechtlichen Verhältnisse besonders in Sizilien, den Erblanden der Kaiserin Konstanze, zu regeln, was ihm auch gelang.

Am 2. April 1195 wurde Markward in Anerkennung für seine Verdienste auf dem Reichstag in Bari vom Kaiser als bisheriger staufischer Ministeriale in den Stand der Freien erhoben und zum Markgrafen von Ancona, Herzog von Romagnola und von Ravenna sowie zum Graf der Abruzzen ernannt. Der Kaiser verfolgte damit die Absicht, seine Macht in Italien durch treu ihm ergebene deutsche Fürsten zu sichern.

In Sizilien aber wollte keine Ruhe eintreten. Erneut eilte Markward mit seinen Truppen herbei und konnte im Februar 1197 die sizilianischen Insurgenten besiegen. Durch seine Treue und militärischen Erfolge gewann sich Markward das restlose Vertrauen seines kaiserlichen Herrn, der, auf der Höhe seiner Machtentfaltung, plötzlich am 28. September 1197 starb. Noch auf dem Totenbett ernannte er Markward von Annweiler zum Volltreuer seines Testaments. Markward aber verfügte leider dieses ihm geschenkte Vertrauen seines Kaisers nicht, sondern unterschlug das Testament, wahrscheinlich, weil es im Interesse der staufischen Häuser unter anderem von ihm verlangte, aus seinem Verhältnis zum Reich in ein gleiches zum Papst, dessen Partei er in so vielen Fällen hatte bekämpfen müssen, überzutreten.

Durch die von der Kaiserin-Witwe Konstanze, die sich nach dem Tode ihres Mannes ganz auf die Seite ihrer italienischen Landsleute geschlagen hatte, geleitete nationale Erhebung der Sizilianer wurde Markward aus dem Königreich Sizilien vertrieben. Er versuchte sich wenigstens in Mittelitalien gegen die päpstliche Partei zu behaupten. Auch hier jedoch stark bedrängt, ersehnte Markward überraschend auf Sizilien, wie es scheint, von dem deutschen König Philipp beauftragt, der Kaiserin und — als diese im November 1198 starb — dem Papst die Vormundschaft über den jungen noch unmündigen Kaiser- und Philippus Namen zu übernehmen. Markward hatte jedoch wahrscheinlich die Absicht, die sizilianische Krone für sich selbst zu erwerben. Er machte daher auch in diesem Sinne dem Papst Anträge, die dieser jedoch zurückwies.

Während der Deutsche Diopold von Vohberg das Festland im Zaume hielt, ging Markward von Annweiler mit seinen Truppen auf die Insel hinüber. Am 21. Juli 1200 mußte jedoch Markward bei Monreale und kurz darauf bei Randazzo von den päpstlichen Truppen Niederlagen einstecken. Die päpstliche Partei konnte jedoch diese Siege nicht ausnutzen, da sie unter sich wieder uneins war. Markward gelang es daher trotzdem noch, sich der Person des jungen Königs zu bewilligen und Herr der Insel, wenigstens für kurze Zeit, zu sein. Da plötzlich mußte sich Markward einer Steinooperation unterziehen, an der er 1202 unerwartet starb.

Markward von Annweiler ist neben den Bolanden ein hervorragendes Beispiel für die Geltung der Dienstmannen im alten Deutschen Reich Römischer Nation. Während jedoch die Stellung der Bolanden eine dauernde war, da sie größere Güterbesitze hatte, konnte Markward, der nur Günst des jeweiligen Herrschers für sich hatte, sich zwar persönlich aus der Unfreiheit des Standes lösen, die sich an seine im Dunkel der Geschichte zurückstehenden Nachkommen vererbte. Seine Vorfahren trugen die Truchsenwürde für die von den französischen Kaisern ererbten Besitzungen der Staufer am Fuße des Trifels. Aus dem Geschlecht derer von Annweiler sind uns nur wenige bekannt. Auch Markwards Bruder Konrad von Annweiler war Reichsdienstmann bei Kaiser Friedrich I. und Kaiser Heinrich VI. Er wird urkundlich in den Jahren 1187, 1190 und 1194 erwähnt. Ein zweiter Bruder taucht nur einmal im Jahre 1192 als Reichsdienstmann auf.



Die Schauspielerin Marianne Simon

ist kürzlich im Alpidg eingetroffen, um sich bei Freunden von der mehr als siebenjährigen Haft in sowjetischen Konzentrationslagern und im Zuchthaus Waldheim zu erholen. Marianne Simon wurde nach einer Denunziation über angebliche Verbindungen zu führenden Kreisen des Dritten Reiches inhaftiert und im Rahmen der Gnesdesektion kürzlich aus dem Zuchthaus Waldheim entlassen. Unser Bild zeigt die Künstlerin kurz nach der Ankunft im Alpidg.

## Zehngeschossiges Hochhaus aus einem Stück

Ein bautechnisches Experiment in Mannheim — Großes Interesse aus aller Welt

In Mannheim wurde ein zehngeschossiges Appartementhaus für Frauen und Mädchen bezogen. Der kleine Wolkenkratzer mit seinen hundert Wohneinheiten in schönster Lage Mannheims, dicht am Rheinufer gelegen, hat schon so viel Aufsehen erregt, daß rund zwei Dutzend Gruppen Baufachleute aus europäischen und überseeischen Ländern seinetwegen nach Mannheim gekommen sind. Sie interessierten sich besonders für die statischen Zahlen und bautechnischen Erfahrungen. Ein temperamentvoller französischer Bauprojekt hat das ganze im Hinblick auf die weiblichen Bewohnerinnen „eine wunderschöne Praline“ genannt.

### Alles aus einem Guß

Das Mannheimer Appartementhaus ist ein bautechnisches Experiment. Es dürfte in ganz Europa erstmalig sein, daß ein zehngeschossiges Haus in Schüttbetonweise mit Trümmersplitt gebaut wurde. In Deutschland ist es bisher sogar verboten gewesen, ein Haus mit solchen Ausmaßen ohne Stahleinlagen zu bauen. Erst auf Grund einer Sondergenehmigung des Regierungspräsidiums für Nordbaden in Karlsruhe konnte der Bau errichtet werden. Fachleute hatten zuerst an der Haltbarkeit einer zehngeschossigen Schüttbetonweise gezweifelt, mußten sich aber vom Gegenteil überzeugen lassen. Deswegen ist das Mannheimer Experiment für die ganze Bauwelt von besonderem Interesse.

Die Untersuchung des wenige Meter vom Rhein entfernten Baugrundes hat ebensoviel Zeit in Anspruch genommen wie der ganze Rohbau selbst. Auf den sandigen Boden mußte zunächst eine etwa 30 Meter lange und 50 Zentimeter dicke Stahlbetonplatte gegossen werden, die dem Bau den nötigen Halt geben konnte. Dies war notwendig, da der Baugrund entlang des Rheins von versenkten Wasseradern durchzogen ist. Auf Grund der

ausführlichen Berechnungen ist schon in der Planung mit der Möglichkeit eines Absackens des Baues um acht Zentimeter gerechnet worden. Bisher konnte jedoch lediglich ein Nachgeben um 19 Millimeter festgestellt werden. Als weitere Besonderheit ist noch festzustellen, daß bei diesem Bau nur 1,9 Kilogramm Stahl je Kubikmeter umbauten Raumes gegenüber 5 bis 6 Kilogramm Stahl im normalen Wohnungsbau nötig waren. Die Gesamtbausumme einschließlich Grund und Boden betrug 877 000 DM.

### Ein Heim für alleinstehende Frauen

Der wesentliche Gedanke dieses Baues war der, alleinstehenden Frauen ein eigenes Heim zu geben. Jede Wohneinheit, die einschließlich Heizung 86 DM monatliche Miete kostet, besteht aus einem kombinierten Schlaf- und Wohnraum und einer kleinen Küche mit elektrischem Herd, eingebauten Schränken und einem kleiner Vorplatz. Fast fünf-hundert Bewerberinnen haben sich in Mannheim für die hundert Wohnungen gemeldet. Einschließlich der Hausmeisterwohnung konnten 70 Räume an berufstätige Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung abgegeben werden. Die restlichen 30 blieben weiblichen Lehrlingen vorbehalten, die zu zweit in einem Zimmer wohnen werden. Die 30 Zimmer für die Lehrlinge sind mit Mitteln des Bundesjugendplanes modern eingerichtet worden. Auf jedem Stockwerk befinden sich außer 10 Wohneinheiten ein Wannenbad, eine Brause und zwei WC. Das Haus ist mit allen Errangenschaften der modernen Technik, mit einem Fahrstuhl mit Kommandospeicherung, mit Sprechapparaten zum Haupteingang und mit Zentralheizung ausgestattet.

### Wann dürfen Ehemänner heimkommen?

Obne Zweifel eine heikle Frage, die, wenn man in den abendlichen Bummel des Herrn Gemahls denkt, nicht zuletzt dadurch entschieden wird, wer in den heimischen vier Wänden das Scepter führt. Nicht jeder besitzt auch die Gelistesgegenwart jenes Mannes, der im Morgenrauschen vom Stammtisch heimkehrt und, auf dem Bettrand sitzend, eben behutsam seine Hosen herunterstreifen wollte, als seine bessere Hälfte, die offenbar die Nacht über gut geschlafen hatte, erwachte und fragte: „Karl, willst Du denn schon aufstehen...?“

Der Mann erfaßte die Situation schnell und erwiderte: „Du hast recht, ich lege mich noch ein Stündchen hin!“ Sprach's und zog sich die Bettdecke über die Nasenspitze.

Ein kluger Mann, der gern und lange ausgeht, dabei aber auf bläulichen Frieden Wert legt, wird sich mit dem Thema „Schlaf-tiefe“ beschäftigen und dabei Wissenswertes über die „Ausschaltkurve“ erfahren, die experimentell durch Versuche an Tausenden von Schläfern festgestellt wurde. In der 2. und 3. Schlafstunde ist die Schlaf-tiefe am größten — daher die alte Weisheit: „Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste.“ Von der 4. Stunde an fällt die Schlaf-tiefe wieder und ist um die Mitte der 5. Schlafstunde am geringsten — in jener Zeit unserer lebhaften Tyrannen, die uns wundernig erscheint, auch wenn sie nur Sekunden währt!

Gegen Morgen schlafen wir wiederum fester. Die Quintessenz des Ganzen für den klugen Ehemann: Um keinen Preis zwischen 2 und 3 Uhr heimkommen! Dann schon zwischen 3 und 4 Uhr, wenn die Eheleute nochmals im tiefsten Schlummer liegt.

Übrigens sind die Stadtmenschen Morgenschläfer geworden, das heißt, ihre Schlaf-tiefe liegt häufiger in den Morgenstunden als vor Mitternacht. Dieselben Menschen werden aber in der Sommerfrische binnen kurzem gleich wieder Abendenschläfer und sind morgens wieder zeitiger auf den Beinen. Sie leben wieder im Rhythmus der Natur.

Die Schlaf-dauer des Menschen wechselt auf seinem Wege von der Wiege bis zur Bahre von 21 Stunden beim Säugling bis zu 7 oder 8 Stunden im Alter. Prominenten wird zuweilen eine erstaunlich kurze Schlaf-dauer nachgesagt, wobei wir Tatsachen und Legenden schwer zu unterscheiden vermögen. Grundsätzlich soll sich jeder so viel Schlaf leisten, wie er irgend ermöglichen kann, denn der Schlaf hilft die seelischen und physischen Energien des Menschen regenerieren.

Die zeitweise Ausschaltung des „animalen“, d. h. des bewussten Nervensystems ist eine Voraussetzung der Gesundheit. Nur der wirklich Gesunde aber erreicht das, was sich fast jeder wünscht: ein langes Leben. Nach der Statistik der Lebensversicherungen, deren gesundheitliche Erhebungen wie soziale Aufgaben eine immer breitere Basis gewinnen, sterben nur 8% aller Menschen an Altersschwäche, also eines normalen Todes — alle anderen werden durch Krankheiten, Unfälle und gewaltsamen Tod zeitiger hinweggerafft. Das gibt zu denken! Für eine gesunde Lebensführung spielt ausreichender Schlaf, wie auch der bekannte Arzt und Philosoph Carl Ludwig Schleich immer wieder betonte, zweifellos eine ausschlaggebende Rolle.

### Otto Unverhofft



Auf Urlaub fand im Land Tirol der Photo-Otto sein Idol!



Charakterköpfe gibt es dort wie kaum an einem andern Ort.



wichtig, gänzlich unberührt vom Fortschritt, was dazu geführt,

### Ein alter Tiroler



daß Otto fand, der arme Trost, im Bild Andrea Hafer's Kopf.

Art. Eigenes